GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Das Veralten der Frauenforschung

Dölling, Irene

1996

https://doi.org/10.25595/322

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Dölling, Irene: *Das Veralten der Frauenforschung*, in: Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung : MFK, Jg. 19 (1996) Nr: 37, 601-619. DOI: https://doi.org/10.25595/322.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

MKF

Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung
Jahrgang 19 / Heft 37 / Februar 1996

Herausgegeben von der KulturInitiative '89 e.V.
und dem Kulturwissenschaftlichen Institut, Berlin

Redaktion: Herbert Pietsch (verantw. Redakteur), Heftredaktion: Isolde Dietrich, Irene Dölling, Horst Groschopp, Gerlinde Irmscher, Anneliese Neef, Bert Thinius

Umschlag: Kantine der *Berliner Werkzeugmaschinenfabrik – vorm. G. Kärger, Fabrik für Werkzeugmaschinen AG* in der Krautstr. 52, 5. Etage, Berlin-Friedrichshain, fotografiert 1951. Der Betrieb gehörte seit dem 1. Juli 1948 zur *Vereinigung volkseigener Betriebe Werkzeugmaschinen und Werkzeuge (VVB WMW)*. Fotograf unbekannt. Zur Verfügung gestellt von: Stiftung Stadtmuseum Berlin, Sammlung BWF, Tobias Böhm. Das Foto ist hier seitenverkehrt verwendet.

Die MKF erscheinen mit zwei Heften pro Jahr. Einsendungen sind willkommen (möglichst als Datei auf Diskette mit Ausdruck; Typoskripte mit 40 Zeilen, 60 Anschlägen).

Abonnementwunsch und Bestellungen bitte an: AnsichtsSache, Buchhandlung & Verkaufsgalerie, Rykestraße 13, 10405 Berlin, Telefon und Telefax (030) 4 42 71 11. Studenten, Arbeitslose und Rentner erhalten 50% Rabatt.

Redaktionelles an: Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung, c/o Herbert Pietsch, Marchlewskistraße 16, 10243 Berlin, Telefon und Fax (030) 5 89 03 03.

ISSN 0863-100X

Kostenbeitrag 36,- DM

Vorwärts und nicht vergessen nach dem Ende der Gewißheit

56 Texte für Dietrich Mühlberg zum Sechzigsten

INHALTSVERZEICHNIS

Über dieses Heft *8*

Kurzbiographie von Dietrich Mühlberg *10*

Schriftenverzeichnis Dietrich Mühlberg *13*

Akademie für Kultur & Bildung in Berlin *18*

KULTURTHEORIE

Glasperlenspiele in einer chaotischen Welt
Hermann Glaser *19*

Hedonismus als Symptom?
Peter Alheit *30*

Zwei Kulturalisierungen der Politik
Volker Gransow *47*

Wandel generativer Verhaltensmuster im 20. Jahrhundert
Jochen Fleischhacker *54*

Kultureller Transfer am Rande des Abgrunds
Günter Mayer *69*

Politische Kultur als Gemeinschaftskultur
Gert-Joachim Glaeßner *82*

Das Recht der Gewöhnlichkeit
Kaspar Maase *102*

Motivationskrise der ethnographischen Arbeiterforschung
Bernd Jürgen Warneken *121*

Zur Aufwertung der Regionalkultur in der Krise der Moderne
Dieter Kramer *130*

Dorfgemeinschaft gestern, heute und morgen
Lothar Parade *141*

Mein Kulturbegriff
Helmut Hanke *148*

Der Ritter der Tafelrunde
Cornelia Böhnstedt, Claudia Petzold *160*

KULTURGESCHICHTE

Häretiker, Medien und kultureller Wandel
Carsten Winter *163*

Des sterblichen Dichters unsterbliche Utopie
Helmut Bock *176*

Vorzeichen
Herbert Pietsch *184*

„... sitzen völlig nüchtern auf den Bänken der Staatsschule."
Harald Dehne *192*

Aus der Geschichte einer Arbeiter-Kulturorganisation
Wolfgang Bagger *216*

Freidenker-Hochschule
Horst Groschopp *242*

Wohlfahrtspflege in der Weimarer Republik
Anneliese Neef *256*

Zur Arbeiterfreizeit um 1930
Gerlinde Irmscher *263*

Neue Bedürfnisse veränderter Menschen
Adelheid von Saldern *269*

Eden auf dem Weg in die Forschung
Stephanie Stender *287*

Geschichte gegen den Strich bürsten
Frank Bugenhagen, Karla Loose *294*

OSTDEUTSCHE KULTURGESCHICHTE

„Die Heimat grüßt Euch"
Evemarie Badstübner *296*

Konsumkultur in der DDR
Ina Merkel *314*

Konformismus oder Eigensinn?
Felix Mühlberg *331*

Abschied von der Laubenkolonie?
Isolde Dietrich *346*

1989 und 1968
Hartmut Zwahr *362*

Biografie und Biokratie
Lutz Niethammer *370*

Wie'n ganz normaler Deutscher
Wolfgang Herzberg 388
Schottianer erzählen
Dietmar Ebert 406
Der Herbst '89
Bernd Lindner 414
Zwischen Distanz und Nähe
Irene Zierke 422
Zur nationalen Ausprägung antifaschistischen Gedenkens in der DDR
Ulrike Köpp 435
Das „Mittelstandswunder" in Ostdeutschland
Thomas Koch 450
Volkskunde in der DDR
Sigrid und Wolfgang Jacobeit 463
Volkskunde neben und mit der Kulturwissenschaft
Ute Mohrmann 481
Oktobertage oder: Es war einmal ...
Wolfgang Kaschuba 493
10 Jahre Arbeiter-Museum
Tobias Böhm 498
Schwer ist der Weg zur Tat
Werner Stockfisch 514
Heinz Marohn 520

KUNST UND KULTURPOLITIK

Gemeinsinn, Kunst und Pluralität
Albrecht Göschel 523
Kunst und Populärkultur zwischen Affirmation und Emanzipation
Max Fuchs 538
Rituale als diskursive Schauspiele des Ambivalenten
Joachim Fiebach 554
Wiedervereint ist das deutsche Theater schwächer geworden
Ernst Schumacher 563
Wandel im Beziehungsgefüge ästhetischer Aneignung?
Erwin Pracht 569
Stiefkind der Musen?
Gerd Rienäcker 579

Über den ewigen Wettlauf zwischen Jugendmusikkulturen und Musikpädagogik
Birgit Jank 585
Das Spiel ist aus
Peter Pachnicke 594
Muß Beethoven leben?
Siegfried Hähnel 600

FRAUEN- UND GESCHLECHTERFORSCHUNG

Das Veralten der Frauenforschung
Irene Dölling 601
Frauenarbeit im Arbeiter-Milieu und ihre Bewertung
Heidi Rosenbaum 620
Geschlechterverhältnis im Umbruch
Hildegard Maria Nickel, Hasko Hüning 628
Aus dem Liebesleben der Schwäne
Andreas Pöschl 643
Der sterbende Schwan
Andreas Pretzel 645
Nun seid bedankt ihr lieben Schwäne
Birgitt Wählisch 661

FRAUEN- UND GESCHLECHTERFORSCHUNG

Das Veralten der Frauenforschung

Irene Dölling

Ich habe für für mein Thema[1] eine Anleihe bei Herbert Marcuse aufgenommen. Marcuse schrieb 1963 einen Aufsatz, dem er den Titel „Das Veralten der Psychoanalyse" gab und der sich, wie er schreibt, „auf das Schicksal einiger Grundannahmen der Freudschen Theorie und ihrer orthodoxen wie revisionistischen Fortbildung (bezieht)" (MARCUSE 1967, S. 85). Diese Grundannahmen – so Marcuse – sind „in dem Maße veraltet ..., wie ihr Gegenstand, nämlich 'das Individuduum' als die Verkörperung von Es, Ich und Über-Ich in der gesellschaftlichen Wirklichkeit veraltet ist" (ebd.). Ich greife diesen „Ansatz" auf und will die Frage diskutieren, welche Grundannahmen der Frauenforschung, die sich seit den 70er Jahren im Wissenschaftsfeld, wenn auch in randständiger Position, ausgebildet hat, veraltet sind, weil ihr Gegenstand, nämlich „die Frauen", die als „die Anderen" Opfer patriarchaler Unterdrückung sind, durch Veränderungen der gesellschaftlichen Wirklichkeit veraltet ist.

Ich werde die Frage des „Veraltens der Frauenforschung" in drei Schritten diskutieren:

– Zunächst werde ich die Grundannahmen der Frauenforschung, die veraltet sind, skizzieren – und zwar in einem Rückblick auf die ostdeutsche Frauenbewegung und Frauenforschung, die im Herbst 1989 öffentlich sichtbar und wirksam wurden und in deren Konzepten sich wie in einem Brennglas – und für kurze Zeit – noch einmal diese Grundannahmen fokussierten. Meine Wahl, die Skizzierung

veralteter Grundannahmen an einen Rückblick auf ostdeutsche Frauenbewegung und Frauenforschung zu binden, ist weder primär in meiner wissenschaftlichen Biografie begründet, noch darin, daß die kurze Aufbruchsphase ostdeutscher Frauenbewegung und Frauenforschung als Abbreviatur und provinzielle Ausgabe ihres westlichen Pendants gelesen werden kann. Ich denke vielmehr, daß mit der Einbindung dieses ostdeutschen feministischen Aufbruchs in den umfassenderen politischen Prozeß die politischen Implikationen und die Machbarkeit dessen, was Frauenbewegung in der Ersten Welt seit über 20 Jahren will, in unerwarteter und verdichteter Weise auf dem „Prüfstand der Geschichte" waren.

– Anschließend daran werde ich einige der Veränderungen „in der gesellschaftlichen Wirklichkeit" benennen, die zum Veralten des Gegenstandes der Frauenforschung führen, und

– abschließend versuche ich eine Antwort auf die Frage, ob für die Frauenforschung zutrifft, was Marcuse für die Psychoanalyse konstatiert: nämlich, daß sie „ihre Stärke aus ihrem Veralten zieht", indem „sie ihren herausfordernsten Hypothesen die Treue hält" (A.a.O., S. 105 und 106).

Vorab zwei Anmerkungen:

– Mir geht es in diesem Text darum, „das Schicksal einiger Grundannahmen" der Frauenforschung zu diskutieren – notgedrungen folgt daraus eine stark verallgemeinernde Perspektive. Mein Interesse zielt also nicht auf Differenzierungen zwischen verschiedenen Ansätzen und Richtungen in der Frauenforschung und auch nicht auf den Nachweis, daß Vieles von dem, was heute in der feministischen Theorie ins Zentrum konzeptioneller Überlegungen gerückt wird, mehr oder weniger auch in den frühen Arbeiten mit ihren heute tendenziell veralteten Grundannahmen zu finden bzw. angelegt ist.

– Ich beschäftige mich mit dem Thema aus einer vorwiegend sozialwissenschaftlichen Perspektive. Frauenforschung in den Sozialwissenschaften heißt aus meiner Sicht: Analyse, wie die Beziehungen zwischen den Geschlechtern gesellschaftlich organisiert sind und welche Vorstellungen von „Geschlecht" diese Organisation strukturieren, wie die Organisationsformen und Institutionen des Geschlechterverhältnisses zu anderen Formen und Strukturen einer jeweiligen historisch-konkreten Gesellschaft in Zusammenhang stehen, welche Auswirkungen dies auf die Lebenszusammenhänge, Handlungsräume und sozialen Chancen für Frauen und Männer hat (vgl. BECKER-SCHMIDT/ KNAPP 1995, S. 7), wie kulturelle Vorstellungen von „Weiblichkeit" und „Männlichkeit" von den Individuen inkorporiert und in einem „vergeschlechtlichten und vergeschlechtlichenden Habitus" (BOURDIEU 1990), im „doing gender" praktisch wirksam werden. D.h. aus einer sozialwissenschaftlichen Perspektive kommen z.T. andere Dimensionen des „Veraltens der Frauenforschung" zur Sprache, als wenn – wie z.B. in Kultur- oder Literaturwissenschaften – „Geschlecht" als „ein Phänomen der sprachlichen Klassifikation und interpretativen Konstruktion" (KNAPP 1995, S.7) im Vordergrund steht.

I.

Am Abend des 9. November 1989 fand in einem großen Ostberliner Kino die Premiere des Defa-Films „Coming out" von Heiner Carow statt, der – wie der Titel anzeigt – das Leben von Homosexuellen in der DDR thematisiert, also einer der drei sozialen Gruppen, die nach Hans Mayer in modernen Gesellschaften zu deren Außenseitern gemacht werden (MAYER 1981). Ein Freund hatte mich dazu eingeladen, und wir saßen vor Beginn der Aufführung in einem kleinen Kreis bei ihm zu Hause. Wir schauten uns – wie in diesen Tagen üblich – die Nachrichten im DDR-Fernsehen an und erlebten die zunächst unglaubhafte Szene, in der Günter Schabowski den Zettel aus seiner Jackettasche zog und die Nachricht verlas, die mit der Bekanntgabe der allgemeinen Reisefreiheit auch das Ende der DDR einläutete. Ich vermag nicht zu sagen, ob wir uns an diesem Abend des 9. Novembers 1938 erinnerten, an dem die brennenden Synagogen den Rauch der Krematorien von Auschwitz ankündigten und damit den modernen Genozid an einer Gruppe von Außenseitern als radikalste „Übung in Sozialtechnologie", wie Zygmunt Baumann es in „Moderne und Ambivalenz" formuliert. Eine Sozialtechnologie, die eine künstliche Ordnung „ambivalenzfreier Homogenität" herstellen will und in der die Welt gespalten ist in eine Gruppe „für die die ideale Ordnung errrichtet werden soll, und eine andere, die in dem Bild und der Strategie nur als ein zu überwindender Widerstand vorkommt – als das Unpassende, das Unkontrollierbare, das Widersinnige und das Ambivalente" (BAUMANN 1992, S. 55).

Als wir gegen Mitternacht das Kino verließen, strömten die Massen bereits zu den Grenzübergängen, und der Film bekam eine unerwartete symbolische Dimension: Just in dem Moment, in dem die sozialistische Version des „Gartenbaubetreibenden Staates"[2] ein öffentliches coming out des Anderen, des Ambivalenten zuließ, war auch sein Ende gekommen.

Es folgte eine kurze Zeit, in der dem Anderen, Widersinnigen, Ambivalenten phantasiereich Lauf gelassen wurde – paradoxerweise war dies, wie zu zeigen sein wird, nicht frei von Vorstellungen, die dem Konzept der „idealen Ordnung" zuzurechnen sind. In dieser Zeit, in der alles möglich schien, wurden Frauen als Repräsentantinnen der dritten Außenseitergruppe moderner Gesellschaften öffentlich aktiv.

Ich werde im folgenden Aktivitäten von Frauenbewegung und Frauenforschung kurz skizzieren und dann auf Grundannahmen zu sprechen kommen, die diesen Aktivitäten zugrunde lagen und deren Veraltetsein sich in dieser Interimsphase endgültig herausstellen sollte.

Schon kurz nach Gründung des Neuen Forums und bei den ersten Demonstrationen machten Frauen die Erfahrung, daß sie in den politischen Forderungen nach einer Umgestaltung der Gesellschaft nicht vorkamen. Die kursierende Losung „Neue Männer braucht das Land" machte sie hellhörig. Frauengruppen, die bereits – vor allem unter dem Dach der Kirche – existierten, gingen in die Öffentlichkeit, neue Gruppen bildeten sich schnell. Anfang Dezember 1989 trafen sich in der Berliner Volksbühne über eintausend Frauen aus der ganzen DDR, um ihre

„fröhliche Revolution mit politischen Konsequenzen" auszurufen und den Unabhängigen Frauenverband als Dachorganisation der Frauenbewegung der DDR zu gründen. In diesem Kontext meldeten auch Wissenschaftlerinnen Interesse an Frauenforschung an und begannen, entsprechende Institutionen an Universitäten, Hochschulen und an der damals noch existierenden Akademie der Wissenschaften aufzubauen, Forschungsvorhaben sowie Lehrangebote zu entwickeln. Mit der Losung „Ohne Frauen ist kein Staat zu machen" wurde artikuliert, worum es ging: um eine Politik, die Frauen als Subjekte aktiv gestalten, und um eine alternative DDR, in der Frauen und Männer – jenseits der bekannten Gleichberechtigungsrhetorik – wirklich die gleichen Chancen haben, in der unterschiedliche Lebensentwürfe als gleichwertig anerkannt sein sollten. Es ging um nichts weniger als um eine alternative Gesellschaft: „human, demokratisch, ökologisch verträglich und sozial gerecht" (HELWERTH 1994, S. 14). Die Frauen des UFV machten durchaus ernst: Sie erstritten sich einen Platz am Zentralen Runden Tisch, entsandten eine Frau als Ministerin in das Kabinett Modrow, erkämpften die Einsetzung von Gleichstellungbeauftragten und arbeiteten am Verfassungsentwurf und an der Sozialcharta mit, die am 7. März 1990 in der Volkskammer verabschiedet wurde und deren Kernaussage war, daß bei den Verhandlungen über die Währungs- und Wirtschaftsunion die „Wirtschaftsreform auf Standards der Gleichstellung verpflichtet werden sollte" (HAMPELE 1991, S. 244). Die Zeit des Aufbruchs und der alternativen Gesellschaftsentwürfe war allerdings spätestens nach den Wahlen vom 18. März 1990 zu Ende: Nun ging es für die Frauenbewegung nur noch darum, „defensiv" für das Erhalten dessen zu kämpfen, was in der DDR im Zuge der Gleichberechtigungspolitik erreicht worden war. Nach der politischen Vereinigung der beiden deutschen Staaten hat der UFV den Anspruch aufgegeben, „die" ostdeutsche Frauenbewegung jenseits aller politischen, konzeptionellen, konfessionellen, sexuellen Differenzen der Gruppen, die sich unter seinem Dach zusammengefunden hatten, zu repräsentieren bzw. „für alle Frauen" zu sprechen. Er ist heute eine politische Vereinigung von Frauen unter einer Vielzahl von Gruppierungen und Organisationsformen, die sich ostdeutsche Frauen seit 1989 geschaffen haben.

Die sich seit dem Herbst 1989 an vielen Orten entwickelnde Frauenforschung war mit der ostdeutschen Frauenbewegung nicht nur eng verbunden, sie hat auch im wesentlichen deren Phasen mitvollzogen. Die Ansätze zur Frauenforschung, die es vor 1989 im akademischen Bereich wie in oppositionellen Gruppen gab, erfuhren im Herbst 89 Verstärkung. Schwerpunkte der Arbeit waren insbesondere:

– die Erfassung und Veröffentlichung von Daten zur realen Situation von Frauen in der DDR, die Frauen – unabhängig vom Gerede von der erreichten Emanzipation – als auf allen Gebieten tendenziell benachteiligt auswiesen und die erstmals auch Themen einschlossen, die in der DDR tabu waren, wie z.B. Gewalt gegen Frauen;

– eine Kritik der Frauen- bzw. Mütterpolitik des sozialistischen Staates und generell seines patriarchalisch-paternalistischen Charakters in Kontrastierung zum erklärten Anspruch der Gleichberechtigung;

– der Versuch, den Zusammenhang von staatssozialistischer Gesellschaftsform und Geschlechterverhältnissen theoretisch zu fassen und dabei insbesondere die spezifische Figuration „traditionaler" und „moderner" Aspekte im Lebenszusammenhang von Frauen auf den Begriff zu bringen;
– die – meist unter der Perspektive des Verlustes – erfolgenden soziologisch-empirischen Untersuchungen zu Veränderungen in der Situation von Frauen, insbesondere im Kontext wachsender Arbeitslosigkeit, der Umgestaltung der Erwerbssphäre und des Abbaus sozialpolitischer Leistungen.

Besonders diese empirisch angelegten Untersuchungen, oftmals mit qualitativen, insbesondere biografischen Methoden arbeitend, sind in der ostdeutschen Frauenforschung nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten fortgesetzt worden. Ostdeutsche Frauenforschung geschieht heute allerdings vorwiegend in außeruniversitären, kurzfristigen und ungesicherten Arbeitsverhältnissen. Nur in den seltensten Fällen sind die Wissenschaftlerinnen, die sich 1989/90 für Frauenforschung an ostdeutschen Hochschulen stark machten, heute noch in einer festen Anstellung.

In der kurzen Phase des Aufschwungs der ostdeutschen Frauenforschung wurden zahlreiche Berichte und Analysen erarbeitet, die wichtige Einblicke in die Situation von Frauen in der DDR gaben, in die Auswirkungen der Vereinbarkeitspolitik auf Alltag, Handlungsstrukturen und Identitäten von mehreren Frauengenerationen oder auch in die kursierenden Frauen- und Männerbilder in ihrem Spannungsverhältnis zu den propagierten Leitbildern. Diese Forschungen brachten Bereiche bzw. Themen in die wissenschaftliche Diskussion, die bis dahin in der DDR-Wissenschaft stark vernachlässigt wurden. Wozu in dieser kurzen Interimsphase mit ihren sich überstürzenden Ereignissen, auf die politisch und wissenschaftlich schnell reagiert werden mußte, kaum Zeit blieb, das war eine kritisch-reflexive Auseinandersetzung mit den konzeptionellen Voraussetzungen dieser zahlreichen Frauenforschungsaktivitäten. Auf diese möchte ich nun in einigen Punkten zu sprechen kommen.
– Das Zusammentragen, Erheben und Analysieren von empirischen Daten zur Situation von Frauen wurde in der Regel verbunden mit einer Kritik am Staatssozialismus, seinem Emanzipationskonzept und seinem nicht eingelösten Versprechen der Gleichberechtigung. Der Akzent lag darauf, daß auch der „reale Sozialismus" eine patriarchalische Gesellschaft ist. Zugrunde lag dem die konzeptionelle Vorstellung, daß die Frauen wie in allen Gesellschaften, so auch in dieser, das „zweite Geschlecht" (DE BEAUVOIR) sind, diskriminiert, unterdrückt und ausgebeutet in patriarchalischen Strukturen, die – wie historisch variabel und spezifisch sie auch sein mögen – in allen Gesellschaften vorfindlich sind. Eine feministische Hypothese lautet, daß die Zugehörigkeit zu einer Genus-Gruppe als „sozialer Platzanweiser" (KNAPP) fungiert, „Geschlecht" daher zu den Strukturkategorien der sozialwissenschaftlichen Forschung gehört. In dem Bemühen, den Patriarchalismus staatssozialistischer Gesellschaften herauszuarbeiten (was auch in Explikation seiner Besonderheiten gegenüber dem der kapitalistischen Gesell-

schaft geschehen konnte), hat ostdeutsche Frauenforschung weniger konkret untersucht, wie die Variable „Geschlecht" in figuraler Verflechtung mit anderen sozialen Differenzierungsmustern – und quer zu ihnen – Frauen sozial positioniert und Ungleichheiten im Vergleich zu Männern und unter Frauen erzeugt. Stärker kam die konzeptionelle Vorstellung zum Tragen, daß „die Frauen" qua Geschlechtszugehörigkeit und daran gebundene Erfahrungen von Diskriminierung und Ausschluß eine soziale Gruppe bilden mit gemeinsamen Interessen, die durch eine Bewegung politikfähig gemacht werden können. Dementsprechend konnte sich der UFV nicht nur als Repräsentant der ostdeutschen Frauenbewegung, sondern generell „der" Frauen verstehen. „Alle Frauen sind mutig! stark! schön!", hieß es auf einem Wahlplakat des UFV. Diese Konstruktion eines „Subjektes Frau" verstärkte sicher den Elan der politischen Aktivitäten, sie reproduzierte aber auch ein Muster modernen Ordnungsdenkens: den klassifikatorischen Ausschluß von Differentem, Ambivalentem aus der „idealen Ordnung". In unserem Falle heißt das z.B.: Ausschluß und Diskriminierung der Frauen als „unemanzipiert", die sich nicht durch patriarchale Strukturen unterdrückt oder benachteiligt fühlen, die sich nicht mutig, stark und schön finden. Die Ablehnung, die diese Frauen ihrerseits dem Vertretungsanspruch der frauenbewegten „Emanzen" entgegenbringen, macht ein politisches und theoretisches Dilemma deutlich, das aus der Annahme eines „festen Subjekts des Feminismus" (BUTLER 1991, S. 20) resultiert. „Diese ausgeschlossenen Positionen enthüllen die zwanghaften und regulierenden Folgen einer solchen Konstruktion, selbst wenn sie zu emanzipatorischen Zwecken ausgearbeitet werden", bringt Judith Butler dieses Dilemma auf den Begriff (ebd.).

– Die politische wie wissenschaftliche Kritik machte sich an den Benachteiligungen fest, die Frauen insbesondere in der beruflichen und politischen Sphäre auch in der DDR erfuhren. Entsprechend implizierten die Vorstellungen einer alternativen, humanen, gerechten Gesellschaft die „wirkliche" Gleichheit von Frauen und Männern. Die feministische Hypothese, daß die Geschlechterdifferenzen künstlich, kulturell produziert, und damit auch aufhebbar sind, wurde hier konzeptionell mit der Annahme verbunden, daß Frauen und Männer prinzipiell gleich sind, Frauen grundsätzlich die gleichen Leistungen wie Männer erbringen können, wenn sie in der Lage sind, ihre Möglichkeiten voll zu entfalten. Diese Vorstellung schließt nicht nur ein, daß Frauen nachholend dorthin gelangen müssen, wo die Männer schon sind (und die Männer im Gegenzug sich auch bereiterklären, ihren Anteil an der Hausarbeit und der Kindererziehung zu übernehmen). Sie geht viel grundsätzlicher davon aus, daß alle Menschen an „einem gemeinsamen Maßstab, nach den gleichen Standards" gemessen und beurteilt werden können (YOUNG 1989, S. 39).

– Neben der Kritik an der nicht realisierten Gleichstellung von Frauen und Männern in Beruf und Politik, war die fehlende soziale Anerkennung der „Mütterarbeit" Gegenstand kritischer Betrachtung. Würden einerseits – so die Kritik – Mütter in der Erwerbssphäre benachteiligt, weil sie nach den herrschenden Kriterien keine vollwertige Arbeitskraft seien, so würden sie andererseits als „erwerbstätige Mütter" in das Vereinbarkeitsdilemma gestürzt, ohne daß ihre Leistungen

als Mütter gleichrangig und gleichwertig mit ihrer Leistung im Beruf anerkannt seien. Diese Kritik wurde auf der Grundlage eines Konzeptes von „Weiblichkeit" formuliert, das zum einen als kulturelles Konstrukt einer patriarchalen Gesellschaft zurückgewiesen und zum anderen, und gleichzeitig, positiv als Ausdruck einer spezifischen weiblichen Potenz verstanden wurde. In dieser Doppelbewegung wurde eine Konstruktion reproduziert, deren Dekonstruktion eigentlich feministisches Anliegen ist. Das bedeutet: Erstens wurde das mit der Neuzeit entstandene kulturelle Muster von „Weiblichkeit" kritisiert, weil es Frauen Eigenschaften, Tätigkeitsfelder zuschreibt, die sie von den „eigentlich" interessanten Bereichen ausschließt, sie defizitär und als Opfer einer „männlichen Herrschaft" (BOURDIEU 1990) erscheinen läßt. Die politische Forderung nach Gleichstellung wie das theoretische Gleichheitspostulat stehen unter dieser Prämisse, und sie reproduzieren gleichzeitig tendenziell die in dieses Weiblichkeitsmuster eingeschriebene Abwertung der Hausarbeit. Und zwar dadurch, daß sie implizit an der Höherwertigkeit von Erwerbsarbeit und damit auch an der modernen Teilung von Produktion und Reproduktion festhalten.

Auch in der schon früh von ostdeutschen Frauenforscherinnen vielzitierten und forschungsleitend eingesetzten Formulierung von den „Frauen als den Verliererinnen der deutschen Einheit" wird das kritisierte Weiblichkeitsmuster zugleich bestätigt. In dieser Formulierung steht das Ergebnis fest: Frauen sind die Verliererinnen – und damit wird zugleich bekräftigt, was Frauen in modernen Gesellschaften laut Weiblichkeitskonstrukt sein sollen: Wesen in der zweiten Reihe, über die und für die andere entscheiden. In dieser Formulierung sind Frauen sowohl Opfer von unsichtbarer struktureller wie von mehr oder weniger direkter Männergewalt. Indem ostdeutsche Frauenforscherinnen sie übernahmen, akzeptierten und reproduzierten sie ein Wahrnehmungs- und Deutungsmuster, nach dem Macht und Ohnmacht, Täter und Opfer jeweils an einem männlichen bzw. weiblichen Pol fixiert sind.

Zweitens wird das kritisierte Weiblichkeitskonstrukt verwendet, um die Leistungen von Frauen als Mütter aufzuwerten und „Mütterlichkeit" zur humanisierenden Potentialität zu stilisieren (Frauen resp. Mütter als die „besseren" Menschen sozusagen). Ostdeutsche Frauenforschung blieb so weitgehend in dem theoretischen Dilemma befangen, das entsteht, wenn Frauen mit dem kulturellen Konstrukt von „Weiblichkeit" identisch gesetzt, d.h. ihnen Eigenschaften, Fähigkeiten usw. zugeschrieben werden, die sie entsprechend dem kulturellen Geschlecht „haben". Sie blieb in dem theoretischen und methodischen Dilemma befangen, die empirisch vorfindlichen Unterschiede zwischen Frauen und Männern und die im Alltag praktisch und symbolisch allgegenwärtige zweigeschlechtliche Di-Vision in der Interpretation der Befunde begrifflich zu reproduzieren (vgl. HAGEMANN-WHITE 1993); sie machte also, wie Bourdieu (BOURDIEU 1990) formuliert, die Erkenntnismittel nicht zum Erkenntnisgegenstand.

Unschwer lassen sich in den hier skizzierten Grundannahmen der ostdeutschen Frauenforschung konzeptionelle Vorannahmen und Vorstellungen erkennen, mit denen die westliche Frauenforschung in den 70er Jahren im Zuge der „zweiten

Welle" der Frauenbewegung ihre Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen begann. Diese Kritik zielt auf strukturelle Benachteiligung des weiblichen Geschlechts und schließt – eng damit verbunden – eine Kritik an der Wissenschaft ein, die thematisch und kategorial „blinde Flecken" aufweist hinsichtlich der Lebenszusammenhänge von Frauen und hinsichtlich ihrer strukturellen Benachteiligung. Die Anfänge der Frauenforschung in den 70er Jahren waren bestimmt durch die Annahme eines „festen Subjekts des Feminismus" und eines gesellschaftsübergreifenden Patriarchats, durch die Kritik an den naturalisierenden bzw. essentialistischen Zügen einer kulturellen Konstruktion von „Weiblichkeit", die sich im Zuge der Entstehung moderner Gesellschaften formierte einerseits und die Reproduktion dieses Konstrukts in der positiven Umbewertung von „Weiblichkeit" andererseits. Zu diesen Anfängen gehörte auch die Betonung, daß wissenschaftliche Erkenntnisse nicht standpunkt- und perspektiveunabhängig gewonnen werden können bei gleichzeitiger Fixierung eines Erkenntnissubjektes „Frau". Mit einem enormen interpretatorischen Aufwand sowie in umfangreichen Theorie- und Methodendebatten sind seit den 80er Jahren diese Grundannahmen kritisiert und im wesentlichen ad acta gelegt worden. Daß sie von der ostdeutschen Frauenforschung in ihrer Aufbruchszeit noch einmal belebt wurden, hat vielfältige Gründe, auf die ich hier nicht im einzelnen eingehen kann. Entscheidend scheinen mir zwei Dinge zu sein:

– Die Denkmuster und Grundannahmen ostdeutscher Frauenforscherinnen korrespondierten mit der Gesellschaft, aus der sie kamen: industriegesellschaftlich geprägt, mit weitgehend festgefügten Milieus, einer Wertehierarchie mit Arbeit und Leistung an der Spitze sowie Geschlechterverhältnissen, die einerseits traditionale Merkmale aufwiesen, andererseits durch die Berufsarbeit aller Frauen und andere damit verbundene Bedingungen einer Modernisierung unterlagen. Diese Modernisierung erfolgte unter spezifischen Konstellationen: durch eine fast fehlende Konkurrenz und eine tendenzielle soziale Nivellierung waren in der DDR auch die Hierarchien im Geschlechterverhältnis gedämpft, und dadurch war deren Funktion als soziales Differenzierungsmuster – etwa im Vergleich zur kapitalistischen Bundesrepublik – stark abgeschwächt. In dieser Figuration drängte sich politisch die Kritik an der nicht realisierten Gleichstellung und theoretisch die Reproduktion des Gleichheitspostulats auf.

– Der „moderne Sozialismus", schreibt Zygmunt Baumann, war von Anfang an die „Gegenkultur" und zugleich die „letzte Festung der Moderne" (BAUMANN 1992, S. 320). Wie alle Gegenkulturen gehört er „zu derselben historischen Formation wie die Gesellschaft, die er bekämpft" (S. 321): Er teilt mit ihr die Vorstellungen einer „idealen Ordnung" ebenso wie ihre Außenseiter und ihre dichothomischen Denkmuster, die ausschließen, ins Abseits der Wahrnehmung drängen oder verächtlich machen, was sich der Eindeutigkeit verweigert. Der Sozialismus hielt die „Festung Moderne", nachdem sein Gegner längst in die postmoderne Phase oder „modernisierte Moderne" mit ihrem Ende der Eindeutigkeiten getreten war. Ostdeutsche Frauenforschung hat mit ihren Grundannahmen diese Denkmuster noch einmal kurzfristig ins Spiel gebracht, bevor sie sich mit dem Ende der Gegenkultur als veraltet verabschiedeten.

II.

Ich skizziere nun in einem zweiten Schritt und in zwangsläufig groben Strichen einige der Veränderungen in der gesellschaftlichen Wirklichkeit, die den Resonanzboden dafür bilden, daß Frauenforschung seit den 80er Jahren zunehmend die Grundannahmen ihrer Anfänge kritisch reflektiert und sich in diesem Zusammenhang zu postmodernen diskursanalytischen und konstruktivistischen Konzepten in Beziehung setzt. Dabei kann ich auf die Frage nicht eingehen, welche Veränderungen der gesellschaftlichen Wirklichkeit sich dadurch abzeichnen, daß, wie Kurt Drawert es pointiert formuliert, „der Osten ... sich im Kollaps davongemacht und seine ruinösen Hinterlassenschaften an den Westen abgetreten hat" und als „anderer Osten ... nicht mehr Gegenteil des Westens, sondern seine Verzerrung ist" (DRAWERT 1995, S. 499). Dies ist nicht nur aus Platzgründen nicht möglich, sondern auch weil dieses Thema in der Frauenforschung bislang hauptsächlich als unproduktiver „Schwesternstreit" behandelt wird, in dem – ironischerweise – die Denkmuster der „idealen Ordnung" gang und gäbe sind.

Spätestens seit den 90er Jahren ist auch in Deutschland vom „Ende des Feminismus" oder vom „Post-Feminismus" die Rede. Nicht wenige Aktivistinnen der Frauenbewegung bzw. Frauenforscherinnen ziehen eine düstere und negative Bilanz – danach waren ihre Anstrengungen weitgehend erfolglos. Für Cora Stephan etwa waren die „spektakulärste(n), da medienwirksame(n) Erfolge „rein symbolischer Natur" (STEPHAN 1994, S. 29) – vergleichbar, so klingt es, der Anerkennung, die die Leistungen von Sonja Kowalewska, der ersten Mathematikprofessorin Europas, Ende des vorigen Jahrhunderts gefunden haben: Nach ihr wurde ein Berg auf der Rückseite des Mondes benannt. Beklagt wird die Aufsplitterung der Frauenbewegung in viele Grüppchen, die nicht mehr unter einer gemeinsamen politischen Zielstellung zu aktivieren sind, und deren kleine Erfolge an der Misere des Gesamtzustandes nichts ändern. Mit den Verlusten, die ostdeutsche Frauen nach der Vereinigung in den Bedingungen hinnehmen mußten, die ihnen eine ökonomisch unabhängige Existenz und die Vereinbarung ihrer familiären und beruflichen Interessen ermöglichten, ist die Negativliste noch größer geworden. Unübersehbar ist auch, daß die Vorstellung „vermeintlich erreichter Gleichstellung" (KREIS-SCHINCK 1994, S. 9) im Alltagsbewußtsein verbreitet ist und insbesondere sehr junge Frauen dem Engagement der „feministischen Müttergeneration" skeptisch bis ablehnend gegenüberstehen. Daß die Rede vom „Ende des Feminismus" bzw. „Post-Feminismus" in neokonservative Strömungen münden kann, liegt auf der Hand und ebenso, daß diese Negativbilanzen nicht völlig gegenstandslos sind. Ohne Zweifel sind Frauen nach wie vor vielfach benachteiligt und haben ihren Einfluß in der politischen Sphäre in den vergangenen 25 Jahren nicht entscheidend vergrößern können. Ohne Zweifel ist das Recht von Frauen, über ihren Körper selbst zu bestimmen, in letzter Zeit – und im Vergleich mit der DDR ohnehin – eher eingeschränkt, denn erweitert worden

Dennoch denke ich, daß diese Negativbilanz zu einseitig ausfällt und ungenügend die – durchaus ambivalenten und konflikthaften – Verschiebungen in Ge-

schlechterverhältnissen berücksichtigt, die im Zuge der Veränderung gesellschaftlicher Wirklichkeit vor sich gehen. Einige will ich im folgenden benennen und dabei gelegentlich auf meine Ausgangsfrage nach dem Veralten von Grundannahmen der Frauenforschung zurückkommen.

– Die in der Soziologie ausführlich beschriebene „Pluralisierung" und „Individualisierung" der Lebensläufe hat Auswirkungen auch auf die Lebenszusammenhänge von Frauen. Auch wenn „Individualisierung" für Frauen und Männer in vielfacher Hinsicht nicht das Gleiche meint – die mit diesem Prozeß verbundene Auflösung von der Moderne hervorgebrachter ständischer Elemente, führt zu einer wachsenden Heterogenität in der „faktischen Lebenssituation" (HEINTZ 1994, S. 52), im Selbstverständnis und in den Biografien von Frauen. Sie sind heute weder strikt auf bestimmte soziale Orte oder Felder eingeschränkt, noch läßt sich die Vielfalt ihrer Tätigkeiten umstandslos in das Schema der Geschlechterrollen pressen. Auch wenn es gegenwärtig immer noch bedeutungsvoll und praxisrelevant ist, welchen Geschlechts einer oder eine ist, gibt es zunehmend Zusammenhänge, in denen die Tätigkeiten nicht vordergründig geschlechtlich konnotiert sind, „Geschlecht" in Abhängigkeit von Kontext und Situation eine mehr oder weniger große Rolle spielt, auf jeden Fall aber keine „natürlich" gegebene Selbstverständlichkeit mehr ist – auch wenn die Verhandlungsfähigkeit nicht unbedingt und unmittelbar praktische Konsequenzen hat. Dies ist ein realer Erfahrungshintergrund dafür, daß in der Frauenforschung universalisierende Konzepte von Frau- bzw. Mann-Sein verworfen und „Geschlecht" weniger als ein „Sozialcharakter" oder ein Bündel von Eigenschaften gefaßt wird, die in Personen dingfest zu machen sind (vgl. GILDEMEISTER/WETTERER 1992). „Geschlecht" wird vielmehr verstanden als „generatives Muster der Herstellung sozialer Ordnung" (ebda., S. 230), die interaktiv hergestellt und institutionell befestigt wird. Die Anstöße für eine stärkere theoretische und methodische Berücksichtigung von Differenzen unter Frauen gingen im übrigen von Feministinnen in der Dritten Welt und von „women of color" in den USA aus, die neben „Geschlecht" auf „Klasse" und „Rasse" bzw. Ethnie als Differenzierungsfaktoren unter Frauen aufmerksam machten und die westeuropäischen, „weißen" Feministinnen aufforderten, ihre Teilhabe an einer „Dominanzkultur" (ROMMELSPACHER) zu reflektieren. Theoretisch implizierte dies auch, das dichothome Denkmuster von (männlichem) Täter und (weiblichem) Opfer in Frage zu stellen und zu analysieren, welche sozialen, politischen und psychisch-sexuellen Gründe es geben kann, daß Frauen ihrer benachteiligten Position zustimmen

– Ich will an dieser Stelle den Prozeß zunehmender Heterogenität weiblicher Lebensentwürfe und des Brüchigwerdens polarer Geschlechterrollen und Geschlechtsidentitäten nicht weiter verfolgen – dazu ist ausführlich geschrieben worden, u.a. von Beck, Beck-Gernsheim (BECK 1986, BECK/ BECK-GERNSHEIM 1994). Sicher ist deren Diagnose richtig, daß sich die – oft konflikthaften – Verschiebungen in Geschlechterverhältnissen gegenwärtig eher im sog. „privaten Bereich", in den unmittelbaren Beziehungen zwischen Männern und Frauen zeigen und weniger im Aufbrechen institutioneller Verfestigungen der modernen

Geschlechterordnung. Darauf macht übrigens auf seine Weise auch Anthony Giddens in seinem Buch „Wandel der Intimität" (GIDDENS 1993) mit den von ihm beobachteten Verschiebungen in Konflikten zwischen Männern und Frauen und deren Lösungen in der Trivialliteratur aufmerksam.
Ich werde vielmehr an zwei Beispielen aus Bereichen, die vielleicht weniger im Blickfeld von SozialwissenschaftlerInnen sind, diese Tendenz des Bedeutungsverlustes polarer Geschlechtszuschreibungen aufzeigen.
– 1985 schrieb Donna Haraway ihr – nun auch auf deutsch erschienenes – „Manifest für Cyborgs" (HARAWAY 1995). „Cyborgs sind kybernetische Organismen, Hybride aus Maschine und Organismus, ebenso Geschöpfe der gesellschaftlichen Wirklichkeit wie der Fiktion" (ebda., S. 33). Wir sind auf dem besten Wege, zu Cyborgs zu werden: nicht nur erfinden wir immer mehr Ersatzteile für nicht mehr funktionsfähige Organe, die unserem Körper implantiert werden, auch die Fortpflanzung ist – wie die modernen Reproduktionstechnologien zeigen – immer weniger eine quasi natürliche Angelegenheit, die sozusagen, um einen Ausdruck Hannah Ahrends zu gebrauchen, „im Dunkel des Hauses" geschieht (AHRENDT 1989). Sie wird vielmehr zu einer technisch vermittelten Angelegenheit, die z.T. unabhängig von den Körpern und außerhalb der Körper geschieht. Dies führt, wie Barbara Duden in ihrem Buch „Der Frauenleib als öffentlicher Ort" (DUDEN 1991) gezeigt hat, zu tiefgreifenden Um-Deutungen von Körper und Körpererfahrung und stellt tendenziell die kulturelle Norm der Heterosexualität in Frage. Haraway sieht diese Entwicklung als Trend zu einer Biopolitik, die diejenige bei weitem an Kontroll- und Disziplinarmacht überschreitet, die Foucault für die „einfache Moderne" beschrieben hat (FOUCAULT 1992; 1992, 1983). Sie verweist aber auch auf eine Tendenz, die Gerburg Treusch-Dieter als „Befreiung 'von etwas'", d.h. „die Befreiung vom Geschlecht" bezeichnet, weil mit den Reproduktionstechnologien eine Verschiebung „von der biologischen Codierung der Geschlechterdifferenz" hin zur genetischen Codierung einhergeht (TREUSCH-DIETER 1995, S. 5). Mit dem Bedeutungsverlust der biologischen Codierung gerät auch das kulturelle Konstrukt „Mann" bzw. „Frau" ins Wanken, das gerade in unserer Kultur mit ihrer Norm der strikten Zweigeschlechtlichkeit auf der biologischen Geschlechterdifferenz gründet. Mit den Cyborgs ist aber auch, wie Haraway betont, die säuberliche Trennung von Natur und Kultur hinfällig – und damit kommt auch das Kategorienpaar „sex – gender" (biologisches und soziales Geschlecht), das in der feministischen Wissenschaft bislang einen dominierenden Platz innehatte, auf den Prüfstand der Kritik.
– Ein anderes Beispiel ist die „virtual reality" der Computerwelt. Das Eintauchen in den Cyberspace generiert ein „Verwirr-Spiel der Geschlechter" (ANGERER 1994, S. 7), wie Marie-Luise Angerer den Titel des Buches „Gender trouble" von Judith Butler übersetzt: Wer als Mann oder Frau in die virtuelle Welt eintritt, kann hier die Geschlechtsidentität wechseln oder Gestalten mit einer Identität aus „männlich" und „weiblich" neu kreieren, und welche Folgen dies für die eigene Identität in der „Wirklichkeit" hat, ist nicht ausgemacht. Marie-Luise Angerer weist andererseits darauf hin, daß „in der Populärkultur (Science fiction, Literatur,

Musikvideos usw.) die Grenzverwischungen zwischen Mensch und Computer enthusiastisch zelebriert werden, die 'gender boundaries' ... aber seltsam unflexibel bleiben. Den Grund für diese „vielfach übertriebene Inszenierung sexueller Differenz" sieht sie darin, daß sie „der einzige Orientierungspunkt" in einer Welt geblieben ist, die ansonsten jenseits unserer Normen liegt" (ebda.). Das übertriebene Geschlechter-Display wäre dann auch nicht mehr einfach als stupide Wiederholung des Konstrukts der Zweigeschlechtlichkeit zu interpretieren. Es wäre zu fragen, inwieweit die geschlechtliche Markierung von Körpern zu einer Orientierung in einer „Welt außerhalb unserer Normen" verwendet werden kann, ohne daß damit unbedingt eine Hierarchisierung der Geschlechter verbunden sein muß.

– Die Moderne hat in ihrer postmodernen, reflexiven Phase bisher keines der Probleme lösen können, die sie in ihrer Geschichte erzeugt hat. So wenig, wie die gesellschaftlichen Veränderungen, die sie kennzeichnen, in ihrer Ambivalenz mit den Denkmustern eines Fortschrittskonzepts interpretiert werden können, so wenig angemessen ist es, die beobachtbaren Tendenzen eines Bedeutungsschwundes polarer Konstrukte von „Weiblichkeit" und „Männlichkeit" und die damit verbundene „Befreiung von etwas" als Verwirklichung eines Emanzipationskonzeptes zu verstehen, in dem die Illusionen und utopischen Entwürfe der „einfachen Moderne" fixiert sind. Zudem gibt es zu diesen Tendenzen Gegentendenzen, in denen die Unsicherheiten und Ängste ihren Ausdruck finden, die mit dem Brüchigwerden bislang selbstverständlicher praktischer wie symbolischer Geschlechterordnungen bei allen Beteiligten auf diese oder jene Weise evoziert werden. Neben und gegen Tendenzen des Bedeutungsschwundes von Geschlechterdifferenzen ist auch das beharrliche und verstärkte Festhalten an strikten Grenzziehungen entlang der biologischen Geschlechterdifferenz zu beobachten. Verknüpft mit anderen Klassifikationen, die auf der Grundlage „natürlicher" Gemeinsamkeiten wie Blut und Rasse ein- und ausschließen, die Einen von den Anderen bzw. Fremden trennen, kann die „naturgegebene" Geschlechterdifferenz als „Visions- und Divisionsprinzip" (BOURDIEU 1990) wirksam werden, das Gemeinschaften konstituiert bzw. den Zugang zu knappen Ressourcen festlegt. Ein Feminismus, der zwar das „soziale Geschlecht" (gender) als historisch und kulturell variabel konstruiert versteht, aber von einer natürlichen, unveränderlichen biologischen Geschlechterdifferenz (sex) ausgeht, kommt dabei leicht in die Gefahr, solchen Vorstellungen Argumente zu liefern. Agnes Heller (HELLER 1994) hat mit kritischem Blick auf die us-amerikanischen Auseinandersetzungen um „political correctness" (und damit auch mit kritischem Blick auf den Feminismus) vor den Gefahren einer Biopolitik gewarnt, die „demokratisch in einem höchst problematischen Sinne" ist, weil sie über einen Appell an „Emotionen, an Ressentiments" (S. 825f) Massen anspricht und massenmedial bestens vermittelt werden kann. Entstanden aus dem Anliegen von Minderheiten, sich nicht den dominanten Normen einer weißen, männlichen Kultur assimilieren und ihre ethnisch oder geschlechtsspezifisch begründete „Identität" bewahren zu wollen (vgl. STEPHAN 1995), ist PC tendenziell mit einem Kultur- und Werterelativismus verbunden, der die Universalien, die für alle geltenden Maßstäbe der politischen Demokratie außer Kraft setzt, das

„Prius der Herkunft, der Ethnizität" (ebd. S. 17) und des Geschlechts favorisiert gegenüber dem politischen Vertrag. Agnes Heller hat die Merkmale und die Gefahren der Biopolitik pointiert formuliert, und ich erlaube mir, diese in einem längeren Zitat wiederzugeben: „Man kann fast alle wichtigeren biopolitischen Themen wie die Lage der Frauen, der Minderheiten, der Einwanderer oder den Umweltschutz als soziale Anliegen bezeichnen, die man tatsächlich diskutieren muß, wenn man dem Problem nicht einfach ausweichen will. Die wirkliche Alternative aber besteht darin, sie entweder als soziale oder als biopolitische Anliegen zu behandeln. Es fragt sich nur: Wer behandelt sie? Warum behandelt man sie? Wie werden die Probleme entschärft? Welche Politik ist dazu nötig?

Für den Fall einer polarisierten Freund-Feind-Politik gibt es die Biopolitik. Bei einer liberalen Meinungsbildung erscheint dasselbe Problem (die Lage der Frauen) als soziales Anliegen (gegenwärtig vielleicht sogar das wichtigste). Wenn eine bestimmte Gruppierung nur ihre Selbstdarstellung duldet und Darstellungen durch andere ausschließt, für sich selbst aber das Recht beansprucht, ihre Feinde darzustellen, dann ist das Biopolitik. Wenn die öffentliche Meinung eine Vielfalt von wechselseitigen Darstellungen und Repräsentationen verlangt, haben wir es mit einem sozialen Anliegen zu tun. Wenn der einzelne nur als Vertreter seiner Gruppe zählt, dann ist das Biopolitik. Wenn es um die Meinung des einzelnen geht, ist und bleibt das ein soziales Anliegen" (HELLER 1995, S. 825). Barbara Holland-Cunz hat kürzlich in einer Re-Lektüre der Konzepte des öffentlichen Ortes bei Jürgen Habermas, Hannah Ahrendt und Richard Sennett die feministische Losung „Das Private ist politisch", die ja auf die Aufhebung der Trennung beider Sphären gerichtet ist, einer kritischen Prüfung unterzogen. Sie argumentiert, daß – zumindest kurz – und mittelfristig – diese „entpolarisierende Position" (HOLLAND-CUNZ 1994, S. 667) aufgegeben werden sollte, die ja nicht zuletzt den Mythos reproduziert, daß Frauen „als Frauen" (und Repräsentantinnen des Privaten, sprich: Intimen, Einfühlsamen etc.) mit ihrem Eintritt in die Öffentlichkeit diese auch verändern. Sie kommt zu dem Schluß und trifft sich hier mit den Gedankengängen Agnes Hellers, daß für eine feministische politische Theorie die „Künstlichkeit" des politischen/öffentlichen Raumes zentral sein sollte, die – idealerweise – das Aushandeln von prinzipiell allen Erfahrungsinhalten nach ausgehandelten Regeln, also mit Distanz zu unmittelbarer Betroffenheit, argumentativ und persönlich verantwortlich ermöglicht und in dieser „Künstlichkeit" als „von Menschen gemacht, verhandelbar" (STEPHAN 1995, S.18) erkennbar bleibt. Es liegt auf der Hand, daß eine solche feministische Perspektive auf die Sphäre des Politischen theoretisch nur entwickelt werden kann, wenn Frauen nicht qua „Geschlecht" – als eine naturgegebene oder wesensmäßige Größe – gefaßt werden, sondern die „Künstlichkeit" des politischen Raumes mit der „Künstlichkeit" des Konstrukts „Geschlecht" zusammengedacht wird..

III.

Ich habe bisher am Beispiel der ostdeutschen Frauenforschung einige der Grundannahmen gekennzeichnet, die im Veralten begriffen sind und auf Veränderungen in der „gesellschaftlichen Wirklichkeit" verwiesen, die dieses Veralten evozieren. Zu diesen Veränderungen gehört auch und nicht zuletzt die postmoderne Kritik an den Denkmustern und theoretischen Postulaten der Moderne. In diesem Prozeß des Reflexiv-Werdens der Kultur der Moderne sind unter anderem die dichothomen Denkmuster mit ihrem strikten Entweder-Oder von Subjekt-Objekt, Natur-Kultur, männlich-weiblich, wahr-falsch auf dem Prüfstand. Sie schließen ein bzw. aus, sie ordnen über und unter, indem das Ausgeschlossene als das Fremde, das „Andere, Besondere, Mindere" (KNAPP) klassifiziert wird. Frauenforschung hat einerseits durch ihr genuines Interesse an einer Kritik an den kulturellen Mustern von „Weiblichkeit" und „Männlichkeit" eine Affinität zu postmodernen wissenschaftlichen Diskursen. Andererseits wird sie durch diese in theoretische Schwierigkeiten gebracht, was einige ihrer anfänglichen Grundannahmen betrifft. Frauenforschung wird aber auch in dem Maße, wie sie am postmodernen Diskurs teilnimmt, selbstreflexiv und kann in diesem Sinne aus ihrem Veralten Stärke gewinnen.

Abschließend – und indem ich bereits angedeutete Aspekte noch einmal aufgreife – benenne ich einige Punkte in der aktuellen feministischen Diskussion, die m.E. zu der Schlußfolgerung berechtigen, daß Frauenforschung mit dem Veralten einiger ihrer Grundannahmen keineswegs am Ende ist, sondern in diesem Veralten die Möglichkeit liegt, an deren „herausfordernsten Hypothesen festzuhalten" – um die Formulierung Marcuses noch einmal zu wiederholen.

– Eine zentrale feministische „Hypothese" lautet, daß, wie Simone de Beauvoir es formuliert hat, man nicht als Frau resp. Mann zur Welt kommt – „man wird es" (BEAUVOIR 1968, S. 265). Es geht um die „Entzauberung" eines Naturalisierungseffektes kultureller Konstruktionen von „Weiblichkeit" und „Männlichkeit", der u.a. durch eine ursächliche Rückbindung sozialer und kultureller Unterschiede zwischen den Geschlechtern an eine biologische Geschlechterdifferenz homolog dem Deutungsmuster Kultur-Natur, das „Gekochte" und das „Rohe" (LÉvi-Strauss) zustandekommt. Mit Rekurs auf den Konstruktivismus, der die Vorstellung von „Seinsgewißheiten" hinter den sozialen/kulturellen Konstruktionen ablehnt und Erkenntnis „als einen Prozeß versteht, der von Unterscheidung zu Unterscheidung führt" (PASERO 1994, S. 278), also die „Konstruktion hinter der Konstruktion" aufdeckt, ist in der feministischen Diskussion die Kategorie „Geschlecht" und insbesondere die Unterscheidung von sex und gender (biologisches und soziales Geschlecht) kritisch reflektiert worden. Nicht nur gender wird – wie bisher – als kulturelles Konstrukt verstanden, sondern auch das biologische Geschlecht ist eine Konstruktion, die eine „kulturell vorgängige, ontologische Realität der anatomischen Geschlechterdifferenz" voraussetzt (ebda., S. 281). Thomas Laqueur hat diese Konstruktion im medizinischen Diskurs von der Antike bis Freud als „Inszenierung der Geschlechter" re- konstruiert (LAQUEUR 1992),

Claudia Honegger hat die Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit in den „Wissenschaften vom Menschen" im 18. und 19. Jahrhundert aufgezeigt (HONEGGER 1991). Ihre Ergebnisse – wie übrigens auch die der modernen Biologie – zeigen, daß mit der Konstruktion des biologischen Geschlechts ein „eher polymorphes Kontinuum" auf einen „zweiwertigen Selektionsmodus" verengt wird (PASERO, a.a.O. S. 281). Aus konstruktivistischer Perspektive erweist sich, wie Ursula Pasero es formuliert, „die biologische Geschlechterdifferenz" als „eine vielschichtige, evolutionär durchgesetzte Form, die selber die Reduktion auf die (Hetero)Sexualität hervorbringt, auf die der sexuelle Dimorphismus verpflichtet scheint. Die Sedimentierung dieses Selektionsmechanismus bringt das eigentümliche Phänomen des 'natürlichen Geschlechts', das Phänomen des 'ewig Weiblichen' und des 'wahren (wilden) Mannes' hervor. Hier entsteht die Geltungsgewißheit einer immer wiederkehrenden, in der 'Natur' verankerten Differenz" (ebd.). Mit der Integration konstruktivistischer Ansätze in die Frauenforschung hat diese sich eine angemessenere theoretische Basis für die von ihr intendierte Kritik der Naturalisierungeffekte symbolischer Geschlechterordnungen geschaffen, als dies mit der ursprünglichen sex-gender-Unterscheidung der Fall war. Mit dem ethnomethodologischen Konzept des „doing gender" kann zudem de- und rekonstruiert werden, wie Akteure interagierend kulturelle Konstrukte von „Männlichkeit" und „Weiblichkeit" für die ordnende Be- Deutung und damit auch Konstituierung von Wirklichkeit einsetzen. Da dies immer kontext – und situationsabhängig geschieht – die handelnden Männer und Frauen also nicht einfach die kollektiven Muster repetieren – generiert diese Perspektive weitere De-Naturalisierungseffekte: nicht nur können konkrete Vorgänge des „gendering" in ihrer vielfach dimensionierten Prozeßhaftigkeit de- und rekonstruiert werden, in den Blick kommen auch Orte und Zusammenhänge, die „ungendered" sind bzw. in denen die Geschlechterdifferenz zurückgenommen ist.

– Eine der Hauptthesen der Frauenforschung lautet, daß mit der kulturellen Konstruktion von verschiedenen Geschlechtern nicht einfach Zuschreibungen von Merkmalen, Eigenschaften, Tätigkeitsfeldern usw. erfolgen, sondern Machtverhältnisse konstituiert, institutionalisiert und reproduziert werden. Mit der Rezeption poststrukturalistischer, diskurs- und machttheoretischer Konzepte und ihrer Erweiterung um Fragestellungen, die das Geschlechterverhältnis betreffen, hat Frauenforschung sich theoretische Voraussetzungen dafür geschaffen, an der These der Machtförmigkeit von Geschlechterverhältnissen festzuhalten und zugleich das dichothome Denkmuster von (männlicher) Macht und (weiblicher) Ohnmacht, verantwortlichen Tätern und unschuldigen Opfern, sowie eines repressiven Unterdrückungsapparates, dem Frauen ohne Möglichkeit des Widerstandes ausgeliefert sind, zu überwinden. Mit der Fokussierung auf Sprache und Sprechen als Ort bzw. Prozeß der Herstellung von Bedeutung, genauer: von kontextabhängiger Bedeutungsvielfalt, tritt die Möglichkeit der Verschiebung von Bedeutungen stärker zutage, d.h. auch des Bewußtmachens dessen, was in der Sprache unterhalb der dominanten und – zumindest zeitweilig – als legitim akzeptierten Bedeutungen an Unsichtbarem, Verdrängtem, Unbewußten existiert. Die Mächtigkeit von Sprache

erweist sich aus dieser, für Frauenforschung wichtigen Perspektive, als nicht-hermetisch, wohl aber wird die Rede über „Geschlecht" als „hegemonialer Diskurs" (MAIHOFER 1994, S. 256), als „Organisation von Macht" (SEIFERT 1995, S. 274) entzifferbar. Die Be- Deutung durch Sprache und Sprechen wird diskursiv erzeugt, und Diskurse sind, wie Andrea Maihofer im Anschluß an Foucault formuliert, jeweils komplexe Verbindungen „einer Vielzahl spezifischer Denk-, Gefühls- und Handlungsweisen, Körperpraxen, Wissens(schafts)-formen, aber auch staatlicher und gesellschaftlich-kultureller Institutionen sowie Gesellschafts- und Herrschaftsverhältnisse" (MAIHOFER, a.a.O. S. 256). In diesen komplexen Diskursen werden Klassifizierungen und Bedeutungen als legitime, selbstverständliche usw. sprachlich fixiert und institutionell verstetigt und andere in den Hintergrund oder ins Abseits gedrängt. Wissensproduktion geht mit Macht eine Allianz dergestalt ein, daß Wissen „eine ganz bestimmte Wirklichkeit und keine andere (schafft)" (SEIFERT, a.a.O. S. 271). Frauenforschung kann so die moderne „Ordnung der Geschlechter" als diskursiv erzeugt re-konstruieren, die hegemonial insofern ist, als sie eine Norm/alität der Geschlechter und der vergeschlechtlichten Formen ihrer Subjektkonstitution erzeugt, die über das Sprachlich-Symbolische hinaus eine „materielle Gewalt" in Form von „gelebten Denk- Gefühls- und Körperpraxen" (MAIHOFER, a.a.O. S. 259) hat, die für beide Geschlechter gilt. Und Frauenforschung kann ihre eigenen Denk- und Argumentationsmuster als in bestimmten Diskursformationen erzeugte re- konstruieren, d.h. auch die Frage der Macht auf sich selbst anwenden.

Seit ihrem Entstehen hat Frauenforschung – etwa unter den Stichworten „Betroffenheit" und „Parteilichkeit" die Standpunkt- und Perspektiveabhängigkeit wissenschaftlicher Erkenntnis betont. Mit dem „festen Subjekt des Feminismus" ist im Zuge der Rezeption konstruktivistischer und diskurstheoretischer Konzepte auch die Vorstellung von der „ganz anderen" Wissenschaft verabschiedet worden. Und die Grenzen eines „Standpunktfeminismus" haben sich konturiert, der auf eine spezifische, auf „weibliche" Erfahrung gegründete Wissensproduktion abhebt. Zugleich ist mit den postmodernen Diskursen die Kontingenz, zeitliche und örtliche Begrenztheit wie Situations- und Kontextabhängigkeit von Konstrukten, (hegemonialen oder Gegen-) Diskursen und Erkenntnissen/Wahrheiten betont worden. Je weniger „selbstverständlich" und „natürlich" etwa das moderne Geschlechterkonstrukt ist, desto stärker werden geschlechtsspezifische Benachteiligungen, soziale Schließungen entlang der Geschlechterdifferenz oder der Repräsentationsanspruch des Einen Geschlechts für das Gesamt-Arrangement legitimationsbedürftig. Je mehr „konkurrierende Beschreibungen, Plausibilitäten und Unterscheidungen" (PASERO, a.a.O. S. 279) an der Tagesordnung sind, desto größeres Gewicht bekommt die „Verortung" und die Betrachterperspektive der Sprechenden. Idealerweise ist mit wachsender Kontingenzerfahrung eine „Enthierarchisierung der Perspektiven" (ebda.) verbunden. Ich habe allerdings den Eindruck, daß mit dem beobachtbaren terminologischen Wechsel von der Frauenforschung zur Geschlechterforschung die Möglichkeit einer solchen Enthierarchisierung nicht selten bereits als Wirklichkeit genommen wird. Angesichts der

unübersehbaren Diskrepanz zwischen der Dekonstruktion der Geschlechterdifferenz im wissenschaftlichen Feld einerseits und der alltäglichen, praktischen Mächtigkeit des hegemonialen Geschlechterdiskurses andererseits, plädiere ich für eine Frauenforschung, die das symbolische und praktische Geschlechterverhältnis dort aus der Perspektive von Frauen in den Blick nimmt, wo aktuell und konkret Frauen „als Frauen" und das heißt heute immer noch tendenziell als Andere, Mindere, Benachteiligte gesellschaftlich verortet werden. Ich plädiere für eine Frauenforschung, die auf ihrem gesellschaftskritischen Anliegen beharrt und die ihre Kritik nicht von einem „archimedischen Punkt" und mit dem Gegenbild der „ganz anderen" Gesellschaft, sondern aus ihrem klar benannten Verortetsein in dieser Gesellschaft formuliert. Dieses kritische Anliegen, so scheint mir, tritt mit dem heute beobachtbaren terminologischen Wechsel von der Frauen- zur Geschlechterforschung in den Hintergrund. Dies nicht zuletzt deshalb, weil „Geschlechterforschung" den Eindruck nahelegt, hier würde eine Forschung von Frauen und Männern jenseits von Hierarchien und von der „Dominanzkultur" betrieben, die auch im wissenschaftlichen Feld wirksam sind.

Mein Plädoyer gilt also einer Frauenforschung, die ihre Stärke aus ihrem Veralten zieht, indem sie für die Ungleichzeitigkeiten in den Veränderungen im Geschlechterverhältnis aufmerksam ist. Einer Frauenforschung, die theoretisch, begrifflich das Spannungsverhältnis aushält zwischen den empirisch vorfindlichen Geschlechterdifferenzen einerseits, der Dekonstruktion des Geschlechterkonstrukts andererseits. Einer Frauenforschung, die das Spannungsverhältnis aushält zwischen einer genauen Analyse, wie Frauen zu Frauen resp. Männer zu Männern im „doing gender" werden und der sprachlich-diskursiven Be-Deutung von Wirklichkeit jenseits der Geschlechterdifferenz.

Anmerkungen

1 Leicht veränderte Fassung meiner Antrittsvorlesung an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Potsdam am 9. November 1995.

2 So bezeichnet BAUMANN den modernen Staat, der einen künstlichen Garten anlegt, aus dem alle Unkräuter entfernt werden (vgl. a.a.O., S. 35)

Literatur

Ahrendt, Hannah: Vita activa oder Vom tätigen Leben. München, Zürich 1989.

Angerer, Marie-Luise: Zur Indifferenz des Geschlechts? In: Frauen in der Literaturwissenschaft. Rundbrief 43, Dezember 1994

Baumann, Zygmunt: Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Hamburg 1992
Beauvoir de, Simone: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek b. Hamburg 1968
Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/Main 1986
Beck,Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth: Riskante Freiheiten. Frankfurt/Main 1994
Becker-Schmidt, Regina; Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt/Main, New York 1995
Bourdieu, Pierre: La domination masculine. In: Actes de la recherche en sciences sociales. Nr. 84/1990
Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/Main 1991
Drawert, Kurt: Osten, Westen, Finale. In: Sinn und Form 47 (1995) H. 4
Duden, Barbara: Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben. Hamburg, Zürich 1991
Foucault, Michel: Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen. Frankfurt/Main 1983.
Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/Main 1992 (1976)
Foucault, Michel: Leben machen und sterben lassen. Die Geburt des Rassismus. In: Diskurs, 41 (1992) Nr. 1
Giddens, Anthony: Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften. Frankfurt/Main 1993
Gildemeister,Regina; Wetterer, Angelika: Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp,Gudrun-Axeli; Wetterer, Angelika (Hg): Traditionen Brüche. 2.Aufl. 1995 (1992)
Hagemann-White, Carol: Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? In: Feministische Studien H.2/1993
Hampele, Anne: Der Unabhängige Frauenverband. Neue Frauenbewegung im letzten Jahr der DDR. In: Müller-Enbergs, Helmut; Schulz, Marianne; Wielgohs, Jan (Hg): Von der Illegalität ins Parlament. Werdegang und Konzept der neuen Bürgerbewegungen. Berlin 1991
Haraway, Donna: Ein Manifest für Cyborgs. In: Dies.: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt/Main, New York 1995
Heintz, Bettina: Die Auflösung der Geschlechterdifferenz. In: Wechselwirkung Nr. 69, Oktober 1994
Heller, Agnes: Achtung Europa! Über die Biologisierung des Politischen. In: Sinn und Form 46 (1994), H. 6
Helwerth, Ulrike: Ohne Frauen ist ein Staat zu machen. Fünf Jahre nach seinem Aufbruch ist der Unabhängige Frauenverband der Übergangs-DDR dort, wo er nie hinwollte: in der politischen Nische. In: FREITAG Nr. 51 vom 16.Dezember 1994, S. 14

Holland-Cunz, Barbara: Öffentlichkeit und Intimität. Demokratietheoretische Überlegungen. In: Das Argument Nr. 206, 36 (1994), H.4/5
Honegger, Claudia: Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib. Frankfurt/Main, New York 1991
Knapp, Gudrun-Axeli: Das Seiende als Text seines Werdens lesen: Traditionen der Kritik identitätslogischen Denkens im Feminismus. Unveröff. Vortragsmanuskript 1995
Kreis-Schinck, Annette: Feministische/"Post-feministische" Spurensuche. In: Frauen in der Literaturwissenschaft. Rundbrief 43, Dezember 1994
Laqueur, Thomas: Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Frankfurt/Main, New York 1992
Marcuse, Herbert: Das Veralten der Psychoanalyse. In: Ders.: Kultur und Gesellschaft 2. Frankfurt/Main 1965
Mayer, Hans: Außenseiter. Frankfurt/Main 1981
Pasero, Ursula: Geschlechterforschung revisited: konstruktivistische und systemtheoretische Perspektiven. In: Wobbe, Theresa; Lindemann, Gesa (Hg): Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede von Geschlecht. Frankfurt/Main 1994
Stephan, Cora: Ende einer Bewegung? Vorläufiger Abgesang auf den Feminismus. In: Die Frau in unserer Zeit. H.3/1994
Stephan, Cora: Political Correctness, Identität und Werterelativismus. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenschrift „Das Parlament", Nr. 21-22/1995
Treusch-Dieter, Gerburg: Das Faß der Danaiden. Oder warum forschende Frauen nicht am Ende sind. In: Uni-Konkret, H. 2/ 1995
Young, Iris Marion: Humanismus, Gynozentrismus und feministische Politik. In: Elisabeth List u. Herlinde Studer (Hg): Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik. Frankfurt/Main 1989